

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 196.

Posen, den 28. August 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Eden-Verlag G. m. b. H., Berlin W.

## Richter Mayell.

Von Edgar Wallace.

Berechtigte Uebersetzung von Dr. Manfred Georg.  
16. Fortsetzung. (Nachdruck untersagt.)

„Ich habe ja Geschäftserfahrung,“ erwiderte Timothy vorsichtig, „in gewisser Weise.“

„Ich habe Ihnen in einem sehr wesentlichen Punkt ganz genaue Anweisungen gegeben,“ fuhr Herr Goldberg feierlich fort. „Wir haben ein gut assortiertes Lager der besten Patent-Medizinen, und unsere Kunden können diese auf Verlangen stets bekommen. Aber, wie Sie wissen, machen wir jede dieser Medicinen nach; wir nehmen genau dieselben Bestandteile, und verlangen Sixpence bis einen Schilling weniger dafür — wir schühen also tatsächlich das Publikum vor Ueberforderung.“

„Ich verstehe Sie,“ meinte Timothy, „aber ich sehe eigentlich nicht viel Unterschied, ob man nun das Publikum oder den Erfinder der Patentmedizin bestiehlt. Und alle diese sogenannten gleichwertigen Mittel haben mich nie sehr überzeugt. Man muß doch bedenken,“ er lehnte sich mit dem Ernst eines Kreuzfahrers über das Pult, „der angepriesene Artikel muß sogar in der Qualität besser sein, er muß durch und durch gut sein. Sie können doch nicht einen schlechten Artikel anpreisen und ihn dann lancieren; Sie werden ihn höchstens einmal verkaufen und das macht die Reklame nicht bezahlt. Die Ware verkauft sich selbst, und die Reklame ist nur dazu da, um einen ersten Anreiz zu geben.“

„Ich brauche keine Vorlesung über Reklame oder Handelsmoral.“ Herrn Goldbergs Ruhe war unheilverkündend. „Ich möchte Ihnen nur mitteilen, daß mein erster Verkäufer hörte, wie Sie zu einem Kunden sagten, er solle sein Heil lieber nicht mit einer meiner selbstgemachten Pillen versuchen.“

„Das stimmt,“ Timothy nickte nachdrücklich mit dem Kopf. „Ich bin schuldig, Herr. Und was nun?“

„Ich habe noch eine weitere Beschwerde,“ Herr Goldberg suchte mit gemachter Wichtigkeit in einem kleinen Notizbuch. „Ich habe gehört, daß Sie die abscheuliche Gewohnheit eingeführt haben, mit den Kunden um ihr Wechselgeld ‚Kopf oder Schrift‘ zu spielen. Seine Hochwürden, Herr Joyce, hat mir dieserhalb einen heftigen Beschwerdebrief geschrieben.“

„Weil er verloren hat!“ Timothy war entrüstet; „Was ist denn Schlimmes dabei? Ich stecke das Geld doch nicht ein, aber ich gewinne von drei Spielen zwei. Wenn jemand die Chance versuchen will, ob er sechs Pence gewinnt oder nur einen Schilling, — weshalb sich darüber aufregen?“

Der empörte Herr Goldberg wurde scheidig vor Wut. „Das mag ja ganz gut sein für einen Jahrmart oder meinetwegen für eine Landkrämerei! Aber für die Drogerie auf dem Paradeplatz schickt sich das nicht. Sie sind von heute ab entlassen.“

„Sie verlieren einen tüchtigen Menschen,“ mahnte Timothy ernsthaft, aber sein Arbeitgeber schien sich diesen Verlust nicht sehr zu Herzen zu nehmen. —

Alle Stellungen von „Trau-Allen-Chancen“ Anderson endeten so gewaltsam. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß es auch einen anderen Abschluß geben könnte und betrachtete unentwegt die Geldsumme, die er an Stelle der Kündigung oder zum Ausgleich des Kontraktbruchs erhielt, als eine Art Heiligtum, den eine gütige Vorsehung ihm bestimmt hatte. So war er weder niedergeschlagen noch froh über die diesmalige Krisis in seinem Geschäftsleben, als er durch einen glücklichen Zufall Mary Mayell traf — das Glück dabei war unverkennbar, aber der Zufall war von jener Art, der die Abfahrtszeiten der Züge bestimmt.

Bisher waren diese Zusammenkünfte für das Mädchen mit einer gewissen Besorgnis, wenn nicht Angst verbunden gewesen. Es hatte damit angefangen, daß Timothy sie an jenem Morgen nach seinem Streit mit Lady Mayell angehalten und sie behutsam über die Verhältnisse jener Dame auszufragen begonnen hatte. Da war sie mit aller Kraft darauf bedacht gewesen, die Unterhaltung abzubrechen, und es hatte ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um nicht vor diesem boshaften jungen Mann, der sich so abscheulich roh benommen hatte, die Flucht zu ergreifen.

Bei ihrem zweiten Zusammentreffen hatte er sie bereits wie eine alte Freundin begrüßt, und sie hatte ihn verlassen mit der Empfindung, ihn schon seit der Geburt zu kennen. So ging alles langsam seinen Weg, und zwar hauptsächlich deshalb, weil Timothy Anderson so ganz anders war als alle anderen jungen Leute, die sie kennen gelernt hatte.

Er sagte ihr keine Schmeicheleien, er wurde nicht sentimental, er versuchte weder ihre Hand festzuhalten noch sie zu küssen, auch wurde er nicht von jener überwältigenden Melancholie beherrscht, die das Erbteil und der Stolz der Jugend ist. Denn nicht ein einziges Mal deutete er seinen frühen Tod an oder seine Absicht, in fernen Ländern zu sterben. Statt dessen brachte er sie oft zu lautem Lachen, wenn er ihr die Entstehung eines Filmes vorführte. Er hat sie auch um kein Andenken. Die einzige Bitte, die er in dieser Beziehung aussprach, benahm ihr zuerst den Atem. Dann aber traf sie ihn nie mehr, ohne in ihrer Handtasche, die ihr vom Handgelenk baumelte, eine kleine Reserveschachtel Streichhölzer zu haben; denn „Trau-Allen-Chancen“ Anderson hatte noch nie länger als eine Stunde dieses Requisite zum Anzünden seiner Zigarette bei sich getragen, ohne daß es leer geworden war.

Timothy erzählte ihr alles, was sich zwischen ihm und dem Drogeriebesitzer zugefallen hatte. Das Mädchen glaubte zuerst, es sei ein Spaß, denn Timothy stellte es so dar.

„Aber Sie werden doch nicht so bald von hier fortgehen?“ fragte sie.

„Nicht eher, als bis ich ins Ausland gehe.“

„Ins Ausland wollen Sie auch gehen?“

Er nickte.



„Ich werde nach Paris und Monte Carlo gehen — besonders nach Monte Carlo, und nachher fahre ich vielleicht durch Algerien oder Aegypten.“

Sie sah mit ganz neuem Respekt zu ihm auf. Nicht die bedeutenden Geldmittel, die seine Pläne verrieten, machten einen so großen Eindruck auf sie, sondern seine zuversichtliche Unabhängigkeit, und sie wunderte sich im Stillen, warum er für niedrigen Lohn in einer Drogerie arbeitete, wenn er nicht —

„Warum werden Sie denn rot?“ wollte Timothy neugierig wissen.

„Ich werde ja gar nicht rot,“ widersprach sie; „ich dachte gerade darüber nach, ob ich mir wohl jemals eine solche Reise werde leisten können.“

„Na selbstverständlich,“ sagte der junge Mann verächtlich. „Wenn ich es kann, können Sie es doch erst recht, nicht wahr? Wenn ich ins Ausland gehen und dort in den besten Hotels wohnen will, wenn ich Vergnügungsfahrten in die Alpen machen möchte, und dabei kaum fünfzehn Schillinge mehr habe, als meine Miete ausmacht —“

„Was, Sie besitzen nur noch fünfzehn Schillinge,“ rief sie entsetzt. „Aber wie können Sie denn ohne Geld ins Ausland gehen?“

Timothy war ehrlich erstaunt, daß sie eine so dumme Frage stellen konnte.

„Na was denn, ich versuche es eben. So etwas Unwesentliches wie Geld rechnet doch gar nicht.“

„Sie sind doch ein bißchen töricht. Aber ich muß Ihnen noch etwas erzählen, Herr Anderson.“

„Sie können ruhig Timothy zu mir sagen.“

„Das will ich aber nicht.“

Er schüttelte verdrießlich den Kopf.

„Es würde viel gemüthlicher sein, wenn Sie mich Timothy nennen und ich Sie Mary!“

„Wir können auch ohne diese Vertraulichkeit gemüthlich sein,“ unterbrach sie ihn streng. „Aber ich wollte Ihnen doch etwas erzählen.“

Sie setzten sich zusammen ins Gras, in den Schatten einer großen Eiche, und der zitternde Sonnenschein malte seine verschwimmenden Arabesken auf ihren Schoß.

„Sie müssen wissen,“ fing sie nach einer Pause an, „in der vergangenen Nacht hatte ich zwei merkwürdige Erlebnisse, und ich habe mich so erschreckt, zu Tode erschreckt!“

„Wenn man des Abends zu viel ißt,“ Timothy tat weise. „besonders kurz vor dem Zubettgehen —“

„Aber ich habe doch nicht geträumt,“ rief sie empört, „es war auch kein Alpdruck. Wenn Sie so ekelhaft sind, werde ich nichts erzählen.“

„Ich sprach nur als Ex-Chemiker und Drogist, bitte seien Sie nicht böse. Erzählen Sie mir, was geschehen ist, Mary.“

„Fräulein Maxell,“ sagte sie.

„Fräulein Mary Maxell,“ gab er nach.

„Zuerst werde ich Ihnen das weniger Schlimme erzählen. Es war ungefähr um ein Uhr morgens. Ich war entsetzlich müde zu Bett gegangen, aber trotzdem konnte ich nicht einschlafen, darum stand ich wieder auf und ging im Zimmer umher. Ich wollte nicht das Licht anzünden, denn dann hätte ich die Rouleaux herunterlassen müssen, die ich offen gelassen hatte, und die Rouleaux machen einen solchen Lärm, daß ich fürchtete, das ganze Haus würde es hören. So zog ich meinen Morgenrock an und setzte mich ans Fenster. Es war ziemlich frostig, aber mein Schlafrock war warm, und ich duckte im Sizen ein. Ich weiß nicht, wie lange ich schlief, aber es war wohl eine Stunde. Als ich aufwachte, sah ich einen Mann mitten auf dem Rasenplatz stehen.“

Timothys Interesse wurde rege.

„Was für einen Mann?“

„Das ist eben das Merkwürdige. Es war kein Weißer.“

„Ein Neger?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Mein, ich glaube, es muß ein Maure gewesen sein. Er trug ein langes, weißes Gewand, das bis zu seinen Knöcheln reichte, und darüber hatte er einen großen, schweren, schwarzen Mantel geschlagen.“

Timothy nickte.

„Nun und?“

„Er ging um die Ecke des Hauses auf Onkels kleine Privatstiege zu, und dann blieb er ziemlich lange fort. Mein erster Gedanke war, Onkel zu wecken und ihm alles zu sagen, aber dann dachte ich daran, daß Sir John lange Zeit in Marokko zugebracht hat und womöglich wußte, daß der Mann im Hause sei. Wir haben nämlich schon öfters maurische Besucher gehabt, wenn Schiffe nach Poole kamen. Einmal war ein sehr vornehmer Mann bei uns, ein Rath, und Sir John machte ihm einen merkwürdigen Tee in Gläsern zurecht, mit Minze und solchem Zeug. Ich wußte also nicht, was ich tun sollte. Während ich darüber nachdachte, ob ich nicht wenigstens Lady Maxell wecken sollte, kam er wieder zum Vorschein, und ging über den Rasenplatz den Weg hinunter, der zum Hintereingang führt — Aber Sie lachen mich ja aus,“ unterbrach sie sich plötzlich.

„Was Sie für ein Lachen halten, ist nur ein strahlendes Lächeln vor lauter Freude darüber, daß Sie mich ins Vertrauen gezogen haben.“

Sie war im Zweifel, ob sie sich freuen oder ärgern sollte, doch er fuhr ernsthafter fort:

„Die Vorstellung, daß sich ein aufgepuzter Orientale mitten in der Nacht unter Ihrem Schlafzimmerfenster herumtreibt, ist mir nicht sehr angenehm. Haben Sie heute morgen mit Lady Maxell darüber gesprochen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein, sie ist sehr früh aufgestanden und war den ganzen Tag fort. Ich habe sie noch gar nicht gesehen — sie kam nicht einmal zum Frühstück. Jetzt will ich Ihnen aber erst das Wichtigste erzählen, und ich hoffe, Herr Anderson, daß Sie keine dummen Witze machen.“

Das Mädchen hatte jedoch keinen Grund, sich über sein Betragen zu beschweren, als sie ihm nun von der Schieberei berichtete. Er war entsetzt.

„Das ist ja schrecklich! Das hätte Sie ja treffen können.“

„Allerdings hätte es mich treffen können,“ sie war etwas gekränkt. „Das ist ja die Hauptsache bei der Geschichte, so weit es Sie betrifft — ich wollte sagen, so weit es mich betrifft,“ fügte sie hastig hinzu.

„Soweit es mich betrifft, ebenfalls,“ versicherte Timothy ruhig. „Mir ist der Gedanke schrecklich, daß Ihnen irgend etwas geschehen könne.“

Sie erhob sich eilig.

„Ich gehe nun Einkäufe machen.“

„Warum so eilig?“ murrte Timothy.

„Herr Anderson,“ sie schien seine Frage zu überhören, „ich möchte nicht, daß Sie glauben, Onkel denke schlecht von Ihnen wegen der damaligen Szene. Er hat gestern abend von Ihnen gesprochen, und zwar sehr nett. Ich ängstige mich zu Tode wegen Sir John. Er hat sich im Leben Feinde gemacht, und sicherlich ist die Geschichte mit dem Schuß die Folge irgend eines alten Streites.“

Timothy nickte.

„Das würde ich auch glauben.“

Er blinzelte gedankenvoll auf das Gras nieder:

„Nun gut, ich gehe jetzt nach Hause. Es wird besser sein, wenn ich nachmittags schlafe, wenn ich die ganze Nacht auf sein will.“

„Nachts auf sein? Was ist denn los? Wollen Sie auf einen Ball gehen?“

„Es wird etwas lebhafter zugehen als auf einem Ball, meinte er grimmig, „falls ich heute nacht jemanden in Ihrem Garten finde. Und, Fräulein Maxell, wenn Sie aus dem Fenster sehen sollten und eine einsame Gestalt erblicken, die Schildwache steht — schießen Sie bitte nicht, denn das bin ich.“

(Fortsetzung folgt.)



# Hauuffs Märchen und ihre unbekanntenen Quellen.

Von Dr. Franz Hüpfner.

Sie haben es an den Kindern eines ganzen Jahrhunderts gewiß verdient, daß man ihn feiert. Und wenn sie auch schon aller üblichen literarhistorischen Ehren teilhaftig geworden sind, daß sie ihrer Wertung nach längst gleichberechtigt neben den Märchen der Brüder Grimm stehen, so ist doch ihre stoffgeschichtliche Herkunft noch immer unklar geblieben.

Wir sind durch Julius Maiber und Hermann Hauff genau unterrichtet, wie und wann sie entstanden sind: Im häuslichen Kreise fand Wilhelm's Talent früh Gelegenheit zur Ausbildung. Er versammelte Schwestern und Freundinnen in einer hinteren Kammer und erzählte ihnen dort in zauberhaftem Halbdunkel Märchen und Geschichten, wie sie ihm tagsüber durch den Kopf gegangen waren. Aber erst, als Hauff nach dem Tübinger Examen Hofmeister bei den Kindern des Baron Hügel wurde, schrieb er auf Wunsch der Baronin eben diese Märchen, die nun das Entzünden seiner Jünglinge bildeten, nieder. In diesen Erzählungen (Ende 1824) und dieser Niederschrift (Frühjahr 1825) haben wir den Ursprung der vertrauten Märchen vom Kalif Storch uff. zu erblicken. In Druck gegangen sind sie November 1825.

Woraus aber gerade die eigenen Märchen Hauuffs geworden sind, darüber blieb man auf Vermutungen angewiesen. Hauuffs klassischer Art und seine Anleihen bei deutschen, französischen und englischen Autoren waren zwar bald entdeckt; für diese Märchen ließen sich aber gebundene Vorlagen nicht finden, und man begnügte sich daher mit dem allgemeinen Hinweis auf Tausend- und eine Nacht oder den ganzen französisch-orientalischen Märchenstrom, der sich etwa seit 1740 auch über Deutschland ergoß. Davon konnten Hauff die Uebersetzungen der Tausendundeinen Nacht durch Bohné, durch Böh und durch Zinserling vorliegen, daneben die Blaue Bibliothek aller Nationen, das deutsche Gegenstück zum Cabinet des fées usw., der freien Eindeutschung durch Wieland nicht zu vergessen. Diese allzu einfache Annahme erweist sich aber einer genaueren Untersuchung als falsch, wie schon einige Beispiele zeigen können:

Das Stück, in dem sich die Hypnose einer orientalischen Herkunft am ehesten zu bewahrheiten scheint, ist der meistbekannte „Kalif Storch“. Die Scheherezade erzählt nämlich in der Geschichte der vierzig Beziere von einem König, der vermöge eines Zaubers seine Seele in den Leib eines toten Tieres übergehen lassen kann. Als er es auf der Jagd versucht, bemächtigt sich der mit um das Geheimnis wissende Bezier seines Leibes und kehrt als König zurück. Der Verzauberer kommt als Papagei zu seiner Gattin, die ihn an seiner Klugheit erkennt und durch eine List wieder in den Besitz seiner wahren Gestalt bringt. Obwohl nun die Geschichte in vielen Parallelen bekannt ist und auch in deutscher Uebersetzung schon im Persischen Robinson von 1723 vorkommt, kann sie doch nicht als Vorlage für den Kalif Storch angesehen werden. Es sind vielmehr eine ganze Menge allgemein bekannter Märchenmotive aus dem Orient wiederverwertet: so eben die Verwandlung in Tiere (König Papagei), das vergessene Zauberwort (Ali Baba), der beleidigte rachsüchtige Zauberer (Madin und die Wunderlampe). Die Personen dagegen sind ganz unorientalisch. Man stelle sich nur den Kalifen vor, der für die Frau seines Beziere bei einem Wanderkrämer einen Kamm kauft. Hier mögen Schneewittchenvorstellungen mit hineinverwoben sein.

Ebenso verhält es sich mit dem „Gespensterschiff“. Es stellt den Typus der orientalischen Seereisegeschichten dar, wie sie uns von Sindbad her, an dessen zweite Reise erinnert wird, vertraut sind: Ein Kaufmann schiffet sich in Bassora mit seiner ganzen Habe ein. Fast am Ziel, leidet er Schiffbruch, rettet nur das nackte Leben, befreit irgendwelche Abenteuer und kehrt darauf reich geworden glücklich heim. Für das Abenteuer bei Hauff läßt sich nun in Tausendundeine Nacht ein Anknüpfen finden. In „Chodaba und seine Brüder“ erzählt die Prinzessin Derhabar von ihrer Gefangennahme durch Seeräuber, daß diese, sowie sie ihre blendende Schönheit erblickten, sich in wütendem Streite um sie alle gegenseitig ermordeten, bis auf einen, der Derhaba an den Mast band. In ähnlicher Weise wird auch das Korfarenfahrzeug bei Hauff zum Gespensterschiff mit den Leichen auf dem Verdeck. Aber man hat mit gleichem Rechte eine abendländische Quelle namhaft gemacht, nämlich: „Van Coert, oder der Ursprung der Matrosensage vom Fliegenden Holländer“, eine Erzählung, die 1824 im Morgenblatt mitgeteilt wurde und auch gewisse Ähnlichkeiten aufweist.

Gar nichts mit orientalischen Märchen hat die „Geschichte von der abgehauenen Hand“ zu tun, wiewohl zum Beispiel in Tausendundeine Nacht sich drei gleichbetiteltete Erzählungen finden. Die Vorbilder sind vielmehr bei Schiller (Geisterseher), Claren und Hoffmann zu suchen. Hingegen stammt wieder ein Bestandteil der zu Unrecht weniger bekannten „Geschichte vom falschen Prinzen“ — die vielleicht Kellers „Reider machen Leute“ beinflusst hat — aus dem orientalischen Kreise der Schicksalsmärchen, deren allgemeine Form die ist: Ein Prinz scheint einer Weissagung nach irgendwie bedroht. Die Eltern suchen nun durch allerlei Vorkehrungen das Eintreffen der Prophezeiung unmöglich zu machen. Gerade durch ihre Bemühungen geschieht das Unglück aber doch. Ein Mädchen für viele: „Die Geschichte des Prinzen von Paris“. — Die zweite Abfolge des Märchens durch das Eingreifen einer Fee, kommt aus dem französischen her.

Die interessanteste Herkunft aber zeigt die nur äußerlich orientalische „Geschichte vom kleinen Mud“. Wieder treffen wir auf überaus bekannte Motive: Die Siebenmeilenstiefel als schnelle Pantoffel, die Wünschelrute als wunderbares Spazierstöckchen, zauberkräftige Geschenke werden ihrem Eigentümer durch List oder Gewalt abgenommen, wie bei Musäus oder in den Volksmärchen, gewisse Feigen erzeugen Efelsöhren wie im Fortunatusvolksbuche. All das ist ziemlich lose an zwei Figuren gebunden, die Frau Hahzi (ein Spottname) und den kleinen Mud, und nach Art der Tausendundeinen Nacht gewandelt. Aber merkwürdigerweise spielen ganz dieselben Figuren anders kostümiert auch im „Zwerg Nase“ die Hauptrolle. Das läßt schließen, daß hier nicht so sehr an literarische Vorbilder zu denken ist (bei Mme. Beaumonts Prince Desir, in der Historie du prince Tangut, die Wieland im Schinnian verdeutschte hat und bei Fouqué ließen sich solche annehmen), sondern eher an ein Vorbild aus dem Leben. Nun geht der Geschichte der Bericht über das peinliche Straf-Erlebnis des Erzählers voraus, und wahrscheinlich hat Hauff selbst diese Schläge einmal bekommen. Es liegt daher nahe zu vermuten, daß dem Mud-Nase ein Stuttgarter Original zugrunde liegt, vielleicht jenes, das Christian Haug zu seinen hundert Epigrammen auf Herrn Wahls allzulange Nase begeistert hat. Für die Doppelfigur der Frau Hahzi mit ihren Katzen und der bösen Fee mit den Meerschweinchen und Eichhörnchen, habe ich das lebendige Vorbild entdeckt: Es ist die sonderbare Frau von Gaisberg, geborene Negküll, die in Stuttgart gestorben ist und von der Justinus Kerner in seinem Bilderbuche schon eine Art Hexenmärchen erzählt, daß sie stets in Gesellschaft einer Menge Katzen lebte, ihre Lieblinge auf den Hinterfüßen gehen lehrte und mit ihnen in einer eigentümlichen Sprache konversierte, während sie mit keinem Menschen Verkehr pflegte. —

Erlebtes, Erhörtes, Erlebtes, darauf aber gehen nach Inhalt und Positiv alle diese Jugenderzählungen Hauuffs zurück. Und das erklärt auch ihre eigentümliche Wiskstruktur. Als er später an die Veröffentlichung schritt, wählte er mit einer Sorgfalt, der er sich weiterhin nicht mehr beschränkte, nur die ihm eigensten aus, so daß keines davon seine Quelle mehr verrät, alle aber beweisen, daß sie echte Märchen sind. —

Hans Regina von Nack:

## Hochsommer.

Wenn auf der zweiten Brut die Henne gluckt  
Und in der Scheune reiser Haser sticht und juckt,  
Dann wird geschluckt  
Von mir das erste Aspirin  
Als Medizin.

Nicht etwa, weil ich ungenügend schwitze  
In Sommerhitze;  
Auch hab' ich weder Schnupfen noch Katarrh —  
Ach, Gott bewahr!  
Ich tu's — vielleicht ist das zu philosophisch hoch, zu tief?  
Bloß präventiv.

Man soll schon im August — September  
Beizeiten  
Sein Inn'res vorbereiten  
Auf den Dezember!

## Rund um den Erdball.

Der eine mach's, der andere belacht's.

(Nachdruck verboten.)

Wie lebt man lange?

Der englische Oberst Bothermere hatte ein Rezept, wie man alt wird. Jedem, der es wissen wollte, erklärte er es:

„Morgens eine Tasse Tee, sonst nichts. Mittags viel essen, hinterher heißen Kaffee und eiskaltes Wasser, am Nachmittag zwei Stunden reiten, abends wenig essen und kaltes Wasser trinken, nach Tisch zwei Stunden im Auto durch den Wald, dann schlafen gehen. Auf diese Weise wird man 100 Jahre alt.“

Das mag stimmen. Der Oberst jedenfalls ist soeben im Alter von 64 Jahren verstorben.

Weltreisen werden langweilig.

Als der amerikanische Forschungsreisende Gwald André Powell nach Newport zurückgekehrt war, glaubte nicht, er werde seine Eindrücke in den Zeitungen schildern oder ein Buch herausgeben. Nichts von alledem, Powell schwieg sich beharrlich ab. Endlich fragte ihn einer, aber da wurde er böse:

„Weltreisen sind langweilig geworden. Eine Romantik gibt es nicht mehr, selbstem jeder Autofahrer die entlegensten Gegenden aufsuchen laßt. Witten in der Wüste, auf hohen Pafwegen, tief in den Wäldern und mitten im Schnee stehen Konfaktionen



und Verlieses wider, die einem sagen, wo man seinen Wagen reparieren lassen kann. Was lohnt es sich da noch, von eigenen Reisen zu erzählen? Wenn Ihr was wissen wollt, seht euch ans Steuer und fahrt selber um die Welt.

Ganz so schlimm wird es ja nicht sein. Der Herr Weltreisende muß sich nur mal einer Nordpolexpedition anschließen oder mit Dr. Fischer durch Asien wandern, und er wird tausend Stellen finden, an denen weder eine Reparaturwerkstatt aufgebaut ist, noch überhaupt ein Auto vorankommt.

### Der Eisbär mit der Zeitung.

Als die „Italia“ mit Signora Nobile gestrandet war, schoß einer der Monteure einen Eisbären, in dessen Magen man eine Morning-Post aus dem Jahre 1884 vorfand. Um diese Zeitung gehen nun die wildesten Gerüchte, und Gelehrte streiten sich darum, wann der Bär das Stück Papier verschlang. Natürlich nicht im Jahre 1884, sondern spätestens wenige Tage vor seinem Tode, denn erstens würde sich die Zeitung selbst in einem „kühlen“ Eisbären nicht länger als eine Woche halten, zweitens werden Eisbären nur 30 Jahre alt. Daß der Bär ein Blatt, in welches Speck eingewickelt war, verschlingt, ist ebenso möglich wie die Tatsache, daß die Morning-Post 44 Jahre lang auf einem Fischkutter ein beschaufliches Dasein führte.

### Eine tollkühne Angelegenheit.

Der Roman „Der magische Auh“ im „Berliner Lokalanzeiger“ enthält unter anderem diesen herrlichen Satz:

„Man bewunderte ihr Knie, die von einer Lebendigkeit ohnegleichen waren, von geradezu tollkühner Ausgelassenheit, die ganz zerbrechlich dünn in den Fesseln und unsichtbar (?), eisern hart in den Waden waren.“  
Römische Knie!

### Das Signal der Heringe.

Der Stockholmer Fischerei-Verein hat ein großes Interesse daran, den Einwohnern möglichst rasch mitzuteilen, wenn der Sillfang (Heringe) recht ergiebig gewesen ist. Aus diesem Grunde hat er mit der Stadtverwaltung ein Abkommen getroffen, wonach bei jedem großen Fang auf dem Rathausurm eine weiße Flagge mit einem großen roten S gehißt wird. Das ist sehr praktisch, denn nun brauchen die Hausfrauen, für welche die Einrichtung gedacht ist, nicht mehr bei den in ihrer Nähe wohnenden Fischhändlern nachzufragen, sondern können durch die ganze Stadt bis zum Rathaus laufen. Aber die kleine Bewegung wird ihnen gut tun, besonders wenn sie nachher so viele Heringe essen müssen.

## Die Sünden der Kinder.

Skizze von Heinz Gad.

Ich plaudere gerade etwas mit meinem Kollegen von der Lokalredaktion, als ein Mann eintritt, für den wir beide, obwohl wir ihn nicht kennen, eintreten würden, daß er in Arbeit und Ehren ergraut ist. Verlegen und nervös blickt er auf den Boden, dann durchs Fenster, und dann stammelt er: „Heute morgen war eine Gerichtsverhandlung — ein junger Kaufmann hat Damen Handtaschen gestohlen — Sie bekamen sicher einen Bericht darüber —, ich kann's ja nicht verlangen, aber wenn ich bitten darf — können Sie den Namen nicht weglassen — es ist mein — Sohn...“ und eine Träne rollte ihm dabei in den weißen Bart...

Oder ich gehe über die Straße und mir entgegen kommen eine alte Dame und ein jüngerer Herr. Ich beachte sie weiter nicht. Doch als sie neben mir sind, stutze ich, und ich weiß nicht: mußt du grüßen oder nicht. Und auch der Herr stutzt, als er mich erblickt — und sieht dann auf die andere Seite. Als ich ein paar Schritte an ihnen vorbei bin und mich noch einmal umsehe, trifft mein Blick den der alten Dame —: Ja, er ist es, Dr. A., der drei Jahre im Zuchthaus saß, mein Sohn, der auch wohl noch Ihr Lehrer war. — Und während der Sohn irgendwohin blickt, hat von neuem im Mutterherzen eine Wunde zu bluten angefangen: selbst hier, weit fort von damals, weiß man um die Schande.

Und ein andermal begegne ich in einer Gesellschaft einem Jugendfreunde. Wir begrüßen uns herzlich. Und da wir uns lange nicht gesehen, bestimme ich ihn mit Fragen nach Vater und Mutter, nach Bruder und Schwester. — Dann, als wir heimwärts gehen und in einer leeren Straße sind, nimmt er mich bei der Hand und sagt in mattem Ton: „Es ist schrecklich, so allen lieben Freunden und Bekannten zu begegnen. Immer fragen sie nach den Eltern und Geschwistern, und immer muß ich lügen —, mein Bruder sitzt! Am liebsten möchte ich keinem mehr von den alten Bekannten begegnen. Aber wohin man auch kommt, irgendeinen trifft man immer, der fragt. — Und immer dies Lügen...“

Und als ich allein bin, kommt mir in den Sinn: wollten doch nur alle, die sich zu einer strafbaren Handlung gelüsten lassen, stets daran denken, daß sie Vater und Mutter und Bruder und Schwester haben. Wollten alle, wenn sie flüchtig in der Zeitung irgendwo lesen, daß jemand ein halbes Jahr Gefängnis, ein Jahr

Zuchthaus erhalten hat, ein wenig bei diesen Meldungen ruhen und überlegen, wenn das Urteil trifft. Würden alle einmal sehen, wie ein alter Vater von Redaktion zu Redaktion laufen muß, wie eine greise Mutter ihr Taschentuch zieht, um, um... wie ein Bruder gesteht, daß er seinen liebsten Bekannten nicht begegnen mag —, wollten das nur alle, wenn sie angefochten werden, bedenken — die Richter hätten weniger zu tun.

## Aus aller Welt.

**Zouboffs Memoiren erschienen!** Soeben erscheinen die Lebenserinnerungen Alexander Zouboffs, des Gatten der Schwester des Kaisers, Prinzessin Viktoria zu Schaumburg-Lippe. Das Buch führt den Titel: Alexander Zouboff „Mein Leben und Lieben“ (Johann Neumann-Verlag, Bonn a. Rh., 207 Seiten. Mit zweifarbigem Umschlagbild und vielen Photos. Steif brosch. 3,30 Mark, gebunden 5 Mark). — Das Werk ist eine Sensation, da sich hier das Leben Zouboffs noch viel phantastischer darstellt, als man bisher schon wußte. Alle Höhen und Tiefen des Lebens hat dieser Abenteuerer in wenigen Jahren durchgemessen und weiß dies alles darzustellen, daß mancher Verfasser von Abenteuerromanen dabei neidisch werden kann. Das Buch froht von tollen Streichen, satirischer Grotesk, tollster Lust an der nervenprekeden Sensation. Russische Kleinstadt, Steppe und Güter, Moskauer Kaschemmen, Tschekagefängnisse, schwedische Filmautoren, die Poppoter Spielbank, Marceller Bordelle, afrikanischer Urwald, Pariser Cafés, Berliner Bars, Bonner Villen bilden den Hintergrund der Handlung, die Zouboff durch drei Dutzend Berufe führt, ihn sinken läßt bis zu den Verbrecherkreisen der Berliner Pennerheime, ihn erhebt zum Schwager des Kaisers.

**Die „Jungfernrüchtigkeit“ der Banane.** Bei manchen Fruchtarten kommt es bisweilen vor, daß die Früchte ohne vorhergegangene Befruchtung der Narbe dennoch zu normaler Entwicklung gelangen. In der Natur begegnet man dieser Entwicklungsform, der sogenannten „Jungfernrüchtigkeit“, allerdings nicht häufig, dafür aber ist der Mensch um so eifriger bestrebt, samenlose Früchte zu züchten, und was geschickte Zucht aus einer Frucht machen kann, zeigt am deutlichsten die Banane, deren wildwachsende, samentragende Form nur mehr selten — so in Ostafrika — angetroffen wird, während die durch Züchtung samenlos gewordene Banane fast über alle Tropengebiete verbreitet ist. Für den Menschen ist die jungfernrüchtige Banane das Ideal einer Speisefrucht, weil sie außer der Schale keine unverzehrbar Bestandteile enthält.

**Giftigste Tiere.** Manche Insekten sind gegen Gifte so gut wie unempfindlich. So ergab eine vor einigen Jahren angestellte Untersuchung, daß Mottenraupen sich in Stoffen, die man mit Strichnin durchtränkt hatte, sehr wohlfühlten und die durchgifteten Stoffe sogar den giftfreien vorzogen. Auch Mehlmotten fraßen ohne Schaden Mehl, das man mit Strichnin vergiftet hatte. Strichnin wirkt auch auf Schnecken so wenig ein, daß selbst kleine Schnecken Giftmengen vertragen, die für den Menschen tödlich wären. Gegen Arsen sind z. B. Kinder so wenig empfindlich, daß sie erst bei einer Dosis von 15 bis 20 Gramm zugrunde gehen. Hühner und Ratten zeigen gegen Atropin eine vierhundertmal geringere Empfindlichkeit als der Mensch, während der Igel gegen Hyantalk sechs- und gegen Sublimat viermal weniger empfindlich ist als der Mensch.

**Schmuggler werden geröntgt.** Die Neuportener Zollbehörden nehmen neuerdings die Röntgenstrahlen zu Hilfe, um den Diamantenschmugglern zu Leibe zu gehen. Verdächtige Personen werden in ein geheimnisvolles Kabinett gebeten und auf Diamanten hin durchleuchtet. Das Verfahren soll sich gut bewährt haben.

**Zucker erzeugt Mut.** Ein englischer Chemiker will entdeckt haben, daß der Bestandteil an Zucker im menschlichen Blut eine ausschlaggebende Rolle spielt hinsichtlich des mutigen oder entgegengegesetzten Verhaltens des Menschen. Er glaubt, daß es möglich ist, auf chemischem Wege diese Charaktereigenschaften nach der mutigen Seite hin durch eine entsprechende Zuführung von Zucker zu beeinflussen.

## Fröhliche Ecke.

**Die Verliebten.** „Was soll ich bloß zu Hause sagen? Um 10 Uhr sollte ich daheim sein.“

„Sag, du habest einen Vortrag über Nächstenliebe besucht.“

**Richtig.** Der Vater erklärt dem kleinen Jürgen, der sich ein Schiff schnitzen will, daß man mit dem Messerrücken nicht schneiden könne.

„Aber mit dem Messerbauch kann ich schneiden, gelt?“ meint der Kleine.

**Im Tempo.** Gaster, sehr beschäftigt, wird von der Hebamme angerufen: „Herr Gaster, Sie sollen gleich nach Hause kommen, ein Junge ist da!“ — Gaster: „Hab keine Zeit, sagen Sie's meiner Frau!“

**Aus der Schule.** „Du wirst doch wissen, was ein Spiegel ist. Wenn du dich gewaschen hast und du willst sehen, ob dein Gesicht sauber ist, wohinein guckst du da? Na?“

„In das Handtuch, Herr Lehrer.“